

Finest Road House

Das Finest Road House an der Interstate Nr. 80 verdankte seine Ausstrahlung paradoxerweise seinem eigenen Verfall. Der Zustand war erbärmlich. Wie eine alte Filmkulisse stand das Rasthaus am Straßenrand, einsam und vergessen in der Wüste. Seine Wiedergeburt verdankte es Emily, einer alleinerziehenden Mutter, die sich einen Traum erfüllen wollte. Danach kamen die Touristenbusse, die auf ihren Touren durch die Wüste Nevadas Richtung San Francisco gerne hier eine Rast einlegten.

Reisebegleiter sprachen von einem geheimnisumwitterten Ort. In weiser Voraussicht erfanden sie Geschichten, um den jämmerlichen Zustand zu übertünchen. Absurde Erzählungen über Raubüberfälle, Drogenschmuggel und in der Wüste entsorgte Gangster. Die Mafia durfte dabei natürlich auch nicht fehlen. Es war ein psychologisches Ablenkungsmanöver. Ein alter Schuppen mit Geschichte wurde leichter akzeptiert und führte im Nachhinein bei der Beurteilung zu keinem negativen Ergebnis.

Emily hatte dieses Wrack in der Hoffnung gepachtet, ihre Kochkunst würde sie nicht scheitern lassen. Es hatte funktioniert, doch für Investitionen reichte es noch nicht. Sie war ein süßes Ding, zierlich, mit Haaren auf den Zähnen und wie für diesen Job gemacht.

Das Gebäude selbst stammte aus den Sechzigern. Über Jahrzehnte hinweg war es von wechselnden Besitzern vernachlässigt worden, die an der Substanz nichts verändert hatten. Deswegen war auch der ursprüngliche Charakter erhalten geblieben.

Weißer Holzpaneele, von denen sich die Farbe großflächig ablöste. Die Fensterrahmen zeigten noch ein

verblichenes Rot, das ins Braun übergang. Vor der Eingangsfassade, wo einst liebevoll gepflegte Blumenbeete gewesen waren, erstreckte sich nun eine trockene, staubige Fläche voller Unkraut und Steppenläufer, in denen sich Skorpione tummelten.

Zwei Custom-Bikes standen vor dem Haus geparkt, leicht mit Flugrost überzogen, der Antrieb ölverschmiert. Sie wirkten im ersten Augenblick wie Dekoration. Beim näheren Hinsehen entpuppten sie sich jedoch als Arbeitstiere, die Tausende von Meilen auf der Kette hatten.

Die Dämmerung brach herein. Über dem fernen Panorama der Sierra Nevada trug der Himmel nur noch einen schmalen Streifen Abendrot.

Stotternd erwachte die Neonreklame zum Leben. Die bunte, kitschige Leuchtschrift „Finest Road House“ wirkte altersschwach. Das Wort „Finest“ schaffte es nicht, durchgehend zu strahlen. Begleitet wurde dies von einem leicht verstörenden Brummen, als wehre sich das Wort gegen seine eigene Botschaft.

Hinter der großen, vom Wüstensand blinden Fensterfront war eine Bewegung zu erkennen. Emily räumte hinter der Theke auf.

Im Inneren herrschte grelles, kaltes Licht. Michael kannte das Road House seit Jahren und kehrte immer gerne hier ein, wenn er in der Gegend war. Das Essen war günstig, reichlich und erstaunlich gut, mehr brauchte er nicht. Er arbeitete nur, wenn das Geld knapp wurde, und dann nur so lange, bis es reichte, um weiterzuziehen.

Ihm gegenüber lümmelte Nic, ein Freund und Weggefährte. Der Tisch war ein Chaos, übersät mit klebrigem Geschirr und leeren Pappbechern, verschmiert mit Resten von Ketchup und Fett, Pommes verstreut über

den ganzen Tisch. Sie saßen schweigend da, übermüdet von der langen Fahrt.

Die stickige Luft, geschwängert vom Geruch nach altem Frittierfett und gebratenem Fleisch, mischte sich mit dem Surren der Neonröhren und drückte schwer aufs Gemüt. Die Erschöpfung war stärker als jede Konversation.

Die Sitzbänke, mit billigem rotem Kunstleder bezogen, waren verschlissen, eingerissen und durchgesessen. Und doch, dachte Michael, würden sie noch gut genug sein, um sich darauf auszustrecken. Er drückte prüfend mit der Hand auf das Polster neben sich und rollte seine Lederjacke zu einem provisorischen Kopfkissen zusammen.

Hinter dem Tresen beobachtete Emily das Geschehen skeptisch. Sie kannte das Spiel und wusste, worauf es hinauslaufen würde. Bevor es so weit kommen konnte, schritt sie ein. Ihr Ton war bestimmend.

„Wie wär's, Jungs, wenn ihr eure Ärsche wieder auf die Straße schwingt? Mein Sohn wird's euch danken, wenn seine Mutter vielleicht mal pünktlich nach Hause kommt“, sagte sie mit einem Blick, der keine Widerrede duldete.

Michael hob müde und kaum merklich den Zeigefinger, ein stummes Zeichen, um zu signalisieren, dass er verstanden hatte. Es gefiel ihm, wie sie sich durchsetzte. Ihr dominantes Auftreten, gemischt mit der zierlichen Erscheinung. Er merkte in diesem Augenblick einen stummen Draht zu ihr.

Sie tranken den kalten Rest ihres Kaffees, zerknüllten die Becher und warfen sie samt ein paar zerknitterten Dollarnoten aufs Tablett. Mühsam standen sie auf und gingen gemächlich, mit schwermütigem Schritt, den man nur mit Cowboystiefeln und schmerzdem Steißbein gehen konnte, zur Tür.

Nach Nics drittem Versuch, den Kickstarter durchzutreten, sprang seine Maschine an. Ein dumpfes, stolperndes Grollen, als würde man einen alten Lanz starten, den man zuvor mit einem Bunsenbrenner liebevoll aufgewärmt und gut zugesprochen hatte.

„Wenn du dein Pflichtprogramm bei deiner Mom erledigt hast, weißt du ja, wo du mich findest.“

„Zwei Tage“, entgegnete Michael. „Länger wird’s nicht dauern.“

Auch Michaels Maschine stolperte kurz, bevor sie ihren gewohnten Rhythmus fand.

Gemeinsam fuhren sie noch ein Stück die Straße hinunter. An der nächsten Kreuzung trennten sich ihre Wege. Nic bog ab, Michael fuhr geradeaus weiter, den Bergen entgegen. Sein Rücklicht verschwand in der Dunkelheit; das Röhren seiner Maschine war noch lange zu hören.

Zwischen Nacht und Morgen

Michael war die Nacht hindurch gefahren. Er kannte einen Platz, abgelegen und ruhig, dort, wo die Interstate den Truckee River überspannte, perfekt für ein paar Stunden Schlaf. Er verließ den Highway weit hinter der Stadt, steuerte die Maschine durch ein dunkles Industriegebiet und folgte schließlich den unbefestigten Feldwegen querfeldein, bis das Rauschen des Flusses das Dröhnen der Zivilisation verschluckte.

Er stellte die Maschine ab, zog die schweren Stiefel von den Füßen und rollte seine Isomatte im Staub aus. Eingewickelt in seine Lederjacke, den alten, bunten Mexiko-Poncho bis übers Kinn gezogen, legte er sich zurück. Der Himmel über ihm war von einer klaren, bodenlosen

Schwärze, die Sterne wie ausgestanzt. Es würde eine verdammt kalte Nacht werden. Das ferne, monotone Summen der Interstate war der letzte Gruß einer funktionierenden Welt, die da draußen ohne ihn stattfand.

Obwohl er todmüde war, kam der Schlaf nicht. Die Dunkelheit brachte die Gedanken. Erinnerungen an seine Jugend krochen hoch, die er größtenteils hier verbracht hatte, in einer Gegend, die eigentlich nur von Ruhesuchenden und Rentnern besiedelt war. Nachdem sein Bruder John damals zum Militär gegangen war, war die gähnende Trostlosigkeit des Tals vollends über ihm zusammengeslagen. Michael hatte sich ein billiges Motorrad gekauft, einen kurzen Abschiedsbrief auf dem Küchentisch hinterlassen und war abgehauen. Knapp fünfhundert Dollar in der Tasche und zwei Satteltaschen voll mit allem, was er besaß. Nur so hatte er den Absprung geschafft. Er wusste genau, was er seiner Mutter mit dieser Flucht antat, und gerade deshalb hatte er es heimlich getan. Damals hatte er sich geschworen, erst dann wieder aufzutauchen, wenn sich die Gemüter wieder beruhigt hatten.

Als der Morgen dämmerte, riss ihn das ferne, klagende Heulen von Kojoten aus der Traumlosigkeit. Michael öffnete langsam die Augen. Keine Menschenseele weit und breit. Nur das karge Nevada-Land, das sich im ersten, weichen Licht der aufgehenden Sonne in staubiges Gold färbte. Er bewegte sich bewusst nur in Zeitlupe. Wer im Freien schlief, lernte schnell, dass man am Morgen keine hastigen Bewegungen machte. Man wusste nie, welcher ungebetene Gast auf der Suche nach Körperwärme unter die Decke gekrochen war und nun allergisch auf Hektik reagieren würde.

Zwischen Grashalmen und Disteln hing leichter Bodennebel. Das verdorrte Gestrüpp war übersät von

Tautropfen, die im Gegenlicht wie geschliffene Kristalle funkelten. Die Luft schmeckte eisig und sauber.

Er setzte sich auf und rieb sich den Schlaf aus dem Gesicht. Der erste, drängende Gedanke galt einem Bad. So, wie er nach Meilen von Asphalt und Schweiß roch, konnte er seiner Mutter unmöglich unter die Augen treten. Sie war empfindlich, was solche Dinge anging.

Also hieß es: Klamotten runter, rein in den Fluss.

Der Truckee River lag nur wenige Meter entfernt, träge, tiefgrün und verdammt kalt. Allein der Anblick des Wassers ließ ihn frösteln. Zögernd stand er auf. Die Nacht hatte das Blut in seinen Adern gefühlt gefrieren lassen, und die junge Morgensonne schaffte es noch nicht, die Kälte aus seinen Knochen zu vertreiben. Er zog sich aus, stand einen Moment nackt in der Einsamkeit und atmete die frostige Luft tief in die Lunge. Dann holte er einmal tief Luft und sprang mit einem unterdrückten Fluchen kopfüber in die Strömung.

Der Schock traf ihn wie ein Vorschlaghammer. Das eiskalte Wasser raubte ihm augenblicklich den Atem, die Lungen krampften sich zusammen. Als er prustend wieder auftauchte, strich er sich das Wasser aus dem Gesicht, fluchte leise vor sich hin und wusch sich mit schnellen, energischen Bewegungen, um den Kreislauf in Schwung zu bringen. Zum Schluss wrang er die nassen Haare aus und band sie im Nacken wieder stramm zu einem Pferdeschwanz zusammen.

Sorgfältig verstaute er seine Sachen in den Satteltaschen, jeder Handgriff saß, reine Routine nach den Jahren auf der Straße. Dann zog er die Lederjacke an, schwang sich auf die Maschine und lenkte das Bike zurück auf den Asphalt.

Noch fünfzig Meilen bis Verdi-Mogul, dieser sterilen

Ansiedlung hinter Reno, am Fuß der Sierra Nevada. Seine Eltern lebten seit über zwanzig Jahren dort oben, in einem der besseren Häuser mit unverstelltem Blick auf die Berggipfel. Die Grundstücke waren eng aneinandergereiht, ein Albtraum aus erzwungener Nachbarschaftspflege und sozialer Kontrolle.

Sein Vater war nach seiner Pensionierung aus Sacramento hierhergezogen. Ursprünglich war die Ecke ein Zufluchtsort für Aussteiger gewesen, bis die Immobilienmakler das Potenzial gewittert hatten. Sie hatten die raue Natur in einen exklusiven Altersruhesitz umdeklariert und die Parzellen teuer verscherbelt.

Michael gab Gas. Die Straße war frei. Sein Schatten, der vor ihm herjagte, streckte sich lang und dunkel über den Asphalt. Es verführte zum Wedeln, er genoss den Rhythmus der Bewegung. Noch eine Stunde, dann war er da. An dem Ort, der einmal sein Zuhause gewesen war.

Er verließ den Highway, bog in die von Bäumen gesäumten Alleen der Vorstadt ein. Alles wirkte sauber, geordnet, künstlich begrünt. Der Weg führte ihn unweigerlich nach oben, vorbei an dem Park, in dem er als Jugendlicher sein Mountainbike durch das Unterholz gejagt hatte.

Verdi-Mogul

Verdi-Mogul kroch langsam aus den Federn, als Michael in die Straße seiner Eltern einbog. Die Sonne warf bereits scharfe Schatten über die penibel getrimmten Rasenflächen und die fast schon beleidigend sauberen Auffahrten. Jedes Haus hier glich dem anderen, zwei Etagen, Doppelgarage, eine Veranda, die niemand nutzte, und Büsche, wie mit einer Schablone gestutzt. Ein amerikanischer Traum im Miniaturformat.

Michael schaltete den Motor ab, ein innerlicher Zwang, der sich automatisch einstellte, um die Nachbarn nicht zu stören, seiner Mutter zuliebe. Er ließ die Maschine das letzte Stück rollen, die Auffahrt hoch, bis vor die Garage. Einen Moment blieb er auf seiner Maschine sitzen. Das Vibrieren des Motors saß ihm in den Knochen und brauchte noch einen Moment, um abzuklingen.

Über der Haustür klimperte immer noch das alte Windspiel in der leichten Morgenluft, ein billiges Ding aus Metall und buntem Glas. Dazu mischte sich das leise, helle Knistern der abkühlenden Auspuffrohre.

Alles an diesem Haus tat so, als sei nie etwas gewesen. Die Auffahrt sauber, die Fenster blank, die Veranda frisch gestrichen. Kein Werkzeug, kein alter Reifen, kein Ölfleck. Nichts, was nach Leben aussah. Nur Ordnung. Diese verdammte Ordnung, gegen die er sich sein halbes Leben lang gestemmt hatte.

Er nahm den Helm ab, wischte sich den Schweiß von der Stirn und fuhr sich durch das feuchte Haar. Er passte immer noch nicht hierher. Vielleicht hatte er das nie. Sein Bruder hätte den Wagen ordentlich geparkt, wäre einfach durch die Tür gegangen, hätte ein knappes „Morgen“ in den Raum geworfen und sich erwartend an den Tisch gesetzt.

Michael dagegen blieb erst einmal auf seiner Maschine sitzen, als bräuchte er eine Erlaubnis. Dabei war es auch sein Elternhaus.

Hinter dieser Tür warteten immer die gleichen, alten Sätze, die jedes Mal auf den Tisch kamen, sobald er auftauchte. Die Erinnerung kam automatisch. Er hörte sie, bevor überhaupt jemand den Mund aufmachte, allein dadurch, dass er nur das Haus sah.

Na, Michael. Immer noch unterwegs? Hast du jetzt

endlich was Festes? Du kannst nicht ewig so weitermachen.

Er presste die Lippen zusammen. Frei zu sein, dachte er bitter, hatte von außen betrachtet immer besser ausgesehen. Die Frage, ob er in Wahrheit nicht einfach nur weggelaufen war, hatte er sich nie gestellt.

Nur seine Mutter war da anders. Ihre Liebe stellte keine Bedingungen, sie forderte kein braves Benehmen. Sie war einfach da, so selbstverständlich wie der morgendliche Kaffee auf dem Küchentisch. Und genau das machte es so schwer. Für sie hatte er manches geschluckt, was er sonst längst hinter sich gelassen hätte.

Er atmete tief ein, griff nach den Satteltaschen und zwang sich von der Maschine. Die drei Stufen zur Veranda nahm er langsam. Die Tür war wie immer unverschlossen. Er klopfte trotzdem.

Drinne roch es nach Kaffee, frischen Backwaren und einem Hauch von Lavendel. Auf dem Tisch stand eine Geburtstagstorte, liebevoll mit Sahne und Beeren verziert. Daneben steckte eine Glückwunschkarte in einer Vase mit Lilien. Die vertraute Wärme des Raumes legte sich beruhigend auf seine Nerven. Auf der Arbeitsplatte lag ein Zettel.

„Michael, der Kaffee ist frisch. Bedien dich und schneid den Kuchen an. Deine Mom.“

Ein flüchtiges Lächeln huschte über sein Gesicht. Er warf die schwere Jacke in die Ecke, kickte die Satteltaschen mit dem Fuß hinterher und goss sich eine Tasse ein. Der erste Schluck brannte angenehm im Hals. Ein willkommener Gruß. Er lümmelte sich auf den vertrauten Küchenstuhl und starrte auf das gerahmte Foto an der Wand. Seine Eltern, jung und lachend, mit der Sierra Nevada im Hintergrund. Damals, als alles noch einfacher gewesen war und sie

beschlossen hatten, dieses Haus zu kaufen.

Kurz darauf kam seine Mutter mit einem Tablett in die Küche. Sie lächelte ihn an und stellte es wortlos ab. Sie wirkte kleiner, dünner, als er sie in Erinnerung hatte. Aber ihre Augen besaßen noch immer dieselbe Schärfe.

„Du bist echt gekommen“, sagte sie, trat an ihn heran und küsste ihn auf die Wange. „Ich hatte schon Bange, du überlegst es dir im letzten Moment anders.“

„Ich hab's dir doch versprochen, Mom“, erwiderte Michael und bemühte sich um einen lockeren Ton.

Sie nickte leicht. „Dein Dad schläft noch. Die Nächte sind im Moment nicht so gut für ihn.“

„Geht es ihm schlechter?“

„Er hat Schmerzen“, sagte sie, „und Erinnerungen, die ihn nicht schlafen lassen.“

Für einen Moment entstand eine drückende Stille zwischen ihnen. Kein Vorwurf lag darin, nur eine tiefe Müdigkeit, die nichts mit der frühen Uhrzeit zu tun hatte.

Michael blickte aus dem Fenster. Draußen glitzerte die Morgensonne auf den polierten Windschutzscheiben der nachbarlichen Statussymbole. Die Sprinkleranlagen tickten leise im Takt und zeichneten einen kleinen Regenbogen in die Luft, unter dem die Vögel badeten. Die Welt da draußen wirkte beinahe absurd harmonisch.

„Ich habe Post bekommen“, brach seine Mutter schließlich das Schweigen. Ihre Stimme klang nun fester. „Aus Deutschland. Von einer Freundin deiner Oma.“

„Annemarie?“, fragte Michael. Sie nickte.

„Sie ist tot. Schon seit über einem Monat. Die Nachricht hat uns erst jetzt erreicht, weil die Adresse falsch war.“

Michael schwieg. Seine Großmutter war für ihn nie mehr als ein fernes Echo gewesen. Ein Schatten in den Erzählungen seines Vaters, der sie ab und zu mal erwähnt hatte.

„Sie hat ein Päckchen geschickt, mit persönlichen Dingen“, fuhr seine Mutter fort. „Briefe, Fotos und die Adresse des Gemeindeamts.“

„Was für Briefe?“

„Einige waren an deinen Dad gerichtet. Und auch an dich. Aber sie hat sie nie abgeschickt. Ich habe sie gelesen ... oder es zumindest versucht. Ein paar sind in dieser alten, deutschen Schrift verfasst.“

Michael runzelte die Stirn.

„Was steht drin?“

Sie ging zum alten Buffet, zog die oberste Schublade auf und holte einen vergilbten Umschlag heraus. „Lies selbst“, sagte sie leise und reichte ihm das brüchige Papier.

Vorsichtig öffnete Michael das Kuvert. Die Handschrift war alt, krakelig und schwer zu entziffern. Dennoch las er weiter, Zeile für Zeile, während ihm eine Gänsehaut über die Arme kroch. „Ein wertvolles Gemälde? Versteckt hinter einem anderen Bild?“ Er blickte auf.

„Ich wusste nichts davon. Wirklich nicht“, sagte sie leise. „Ob dein Dad es weiß? Keine Ahnung. Wenn man ihn fragt, blockt er ab. Es liegt auch ein Foto bei. Dein Großvater und Anne auf dem Sofa, direkt vor dem Bild.“

Michael legte den Brief zurück auf die Tischplatte. Seine Gedanken überschlugen sich.

„Wir müssen mit Dad reden.“

„Nicht heute“, entgegnete sie hastig. „Ich habe

Geburtstag.“

Eine halbe Stunde später war von oben das vertraute, leise Knarzen der Dielen zu hören. Die Schritte seines Vaters waren langsam und schwer. Michael saß noch immer am Tisch, die zweite Tasse Kaffee in der Hand, der Brief lag offen vor ihm. Seine Mutter räumte hastig das Geschirr zusammen und verließ die Küche, noch bevor ihr Mann die unterste Stufe der Treppe erreicht hatte. Ein wortloser Rückzug. Sie wusste, dass dieses Gespräch unvermeidlich war, aber sie wollte kein Teil davon sein.

Alfred Seifert trat ins matte Licht der Küche. Sein Gesicht wirkte eingefallen und schmal, die Schultern hingen nach vorne. Dennoch versuchte er, Haltung zu bewahren, der eiserne Rest eines alten Stolzes. Seine Augen waren wacher, als es sein schleppender Gang vermuten ließ.

„Michael“, sagte er, kaum mehr als ein Hauch.

„Morgen, Dad.“

Michael stand sofort auf, bereit zuzupacken, falls der alte Mann den Halt verlor.

Sein Vater stützte sich schwer mit einer Hand auf der Tischplatte ab und ließ sich mit einem dumpfen Stöhnen auf den Stuhl sinken. Sein Blick wanderte augenblicklich zu dem Brief.

„Du hast ihn gelesen?“, fragte er.

Michael nickte nur.

„Sie ist ganz allein gestorben. Vor vier Wochen“, sagte Alfred.

„Sie wollte uns wahrscheinlich nicht zur Last fallen“, erwiderte Michael leise.

Wieder folgte dieses stumme, drückende Schweigen. Dann

nickte der Vater kaum merklich.

„Vieles von der Schrift ist kaum zu entziffern“, sagte Michael. „Aber ich denke, ich habe verstanden, worum es geht. Das Gemälde, Dad. Sie hat es hinter einem alten Bild versteckt. Es gehörte einer Familie Rosenstern.“

Alfred schloss die Augen. Der Name allein schien ihm körperliches Unbehagen zu bereiten.

„Du kanntest sie, oder?“, bohrte Michael vorsichtig nach.

„Elisabeth Rosenstern? Nein.“ Alfred öffnete die Augen wieder.

Der Blick, den er auf seinen Sohn richtete, war durchdringend, aber seltsam distanziert, wie durch das Fenster einer ganz anderen Zeit.

„Mein Vater kannte sie“. Als das alles passierte, war ich noch gar nicht auf der Welt. Sie waren Nachbarn, hatten einen Hopfenhandel bei uns in der Stadt, schon in der dritten Generation. Der alte Rosenstern starb und der Sohn übernahm das Geschäft. Er kam ursprünglich aus der Gegend um Wolfratshausen und brachte seine Tochter Elisabeth mit. Das muss in den Zwanzigern gewesen sein. Ein hübsches Ding, hat meine Mutter erzählt. Mein Vater hatte sich Hals über Kopf in sie verliebt.“

Alfred legte eine Pause ein, sein Atem ging flach.

„Meine Mutter hat mir das damals natürlich nicht freiwillig erzählt. Ich habe als Junge auf dem Dachboden in alten Kisten herumgewühlt und ein Tagebuch gefunden. Es stammte von Elisabeth. Auf der letzten Seite stand eine Widmung an meinen Vater. Sie muss es ihm zum Abschied geschenkt haben, als sie 1928 nach Amerika ging.“ Alfred schüttelte den Kopf. „Ich war damals

fünfzehn, für mich war das bloß Kitsch. Ich habe beim Lesen darüber gelacht. Erst viel später begriff ich, wie viel Schmerz in diesen Zeilen steckte.“

Michael hielt den Atem an. „Sie haben sich geliebt.“

„Ja.“

„Du hast nie ein Wort darüber verloren“, sagte Michael und fixierte ihn. „Warum hat deine Mutter das Tagebuch überhaupt aufgehoben?“

„So was schmeißt man nicht einfach weg, wäre die Geschichte damals anders verlaufen, wärst du und ich nicht auf der Welt.“

„Nach der Reichspogromnacht war Herr Rosenstern von einem Tag auf den anderen verschwunden. Er tauchte nie wieder auf. Kurz darauf zog ein SA-Bonze in das Haus. Das Bild muss also schon vorher in Sicherheit gebracht worden sein. Ich werde den Gedanken nicht los, dass mein Vater es im Auftrag von Herrn Rosenstern versteckt hat. Der alte Rosenstern hatte ihn gern. Er hat ihn immer wie einen eigenen Sohn behandelt.“

„Und was machen wir jetzt?“, fragte Michael.

„Jetzt ...“, begann der Vater, lehnte den Kopf zurück und schloss die Augen. „Jetzt musst du entscheiden, was du mit dieser Wahrheit anfängst.“

Im Raum stand eine beklemmende Stille.

„John kommt morgen“, sagte Michael schließlich und brach das Schweigen. „Wir fliegen rüber. Nach Deutschland.“

Alfred öffnete langsam die Augen. Ein schwaches, beinahe unsichtbares Lächeln stahl sich auf seine Lippen.

„Dann bringt es zurück. Oder bringt es dorthin, wo es

hingehört.“